Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 311. **Mittwoch** den 21. Juni 1899. 93. Jahrgang.

Das Scheitern der Zuchthausvorlage.

Auf der Tagesordnung der heutigen Reichstagssitzung steht noch einmal die erste Lesung des Gesetzes über den Schutz des Arbeitsverhältnisses. Warum, wissen wir nicht. Wahrscheinlich aus Rücksichtnahme auf die kleinen Gruppen, die noch nicht zu Worte gekommen sind. Am Regierungstische wird man wohl kaum Verlangen haben, noch einmal zu sprechen, und geschieht es dennoch, so nicht aus eigenem Antrieb. Denn darüber besteht kein Zweifel: die Campagne ist für die Regierung verloren. Und wir geben uns keiner Täuschung hin: für Diejenigen, diegleich uns zwar etwas Anderes als die Regierung, aber einen stärkeren Schutz der Arbeitswilligen wollten, ist leider geraume Zeit nicht an die Wiederaufnahme dahin gehender, erfolgversprechender Versuche zu denken.

Man braucht, um diese Gewißheit zu schöpfen, sich nicht an die Reden der Gegner zu halten. Der Conservative v. Levetzow sprach gestern vor ihnen für den Entwurf als für eine „Grundlage", aber er sprach wie ein Mann, der sich bewußt ist, einer verlorenen Sache das Wort zu reden. Man merkte, er dachte, was ein Nachfolgender sagte: „Aus der Geschichte wird natürlich nichts." Von der anderen zustimmenden Partei, der Reichspartei, hielt sich der in Abwesenheit des Freiherrn v. Stumm gegebene Mann, Herr v. Kardorff, zurück, man überließ den Leichensermon — Herrn Dr. Arendt! Der Redner der antisemitischen Gruppe, deren Stellungnahme Gegenstand des Zweifels war, sprach sich gegen den Entwurf, wenn auch für Commissionsberathung aus. Doch kommt es nicht dahin; eine zweite Berathung im Plenum wird — im nächsten Winter — erfolgen, aber nicht um den Schutz der Arbeitswilligen zu erhöhen, sondern weil nach der gestrigen Ankündigung seiner Führer das Centrum der Regierungsvorlage einen Entwurf über die — Erweiterung der Coalitionsfreiheit entgegenstellen wird.

Herr Dr. Lieber kehrte, wie der Abg. Dr. Bassermann durchaus zutreffend bemerkte, den Spieß ganz und gar um. Er will Coalitionsfreiheit, die nach seiner Meinung aber Aeußerung in Wahrheit nicht besteht, erst schaffen und zwar nicht im Sinne der Bekämpfung des Coalitionszwanges durch Arbeiter bezw. Arbeitgeber, sondern durch Vermehrung der gesetzlichen Unterlagen der Coalirungsmöglichkeit durch Organisation, Anerkennung der Rechtspersönlichkeit und der Coalitionsfreiheit für die Berufsvereine. Dem von dem Centrumsredner nicht gelegneten, vielmehr scharf gekennzeichneten socialdemokratischen Mißbrauch jetzt gewährleisteter Rechte glaubt das Centrum durch Vermehrung der Rechte den Boden abgraben zu können. Oder erklärt es zu glauben. Solche positive Maßnahmen, wie sie genannt wurden, wies der Redner einer nationalliberalen Mehrheit, der Abg. Bassermann, nicht ab, er verlegte aber den Schwerpunct seiner Ausführungen in die Kritik der vorgeschlagenen Strafbestimmungen, an welcher Kritik es übrigens Herr Lieber auch nicht hatte fehlen lassen. Der Centrumsführer begnügte sich sogar damit nicht, er zog sich wegen eines beleidigenden Ausdrucks über die Handhabung der das Arbeitsverhältniß berührenden bestehenden Strafbestimmungen durch die Gerichte einen Ordnungsruf zu. Zwischen dem Führer des Centrums und Herrn Bassermann besteht Uebereinstimmung darin, daß sie beide die Gesetzesvorlage als überwiegend, wenn nicht ausschließlich gegen die Arbeitnehmer gerichtet ansehen. Wir haben für eine Reihe von Bestimmungen eine entgegengesetzte Auffassung zum Ausdrucke gebracht, halten uns aber bei dieser Meinungsverschiedenheit nicht mehr auf, denn die Regierung hat gestern durch den Mund des Reichsjustizsekretärs diesen unseren Standpunct compromittirt und die Begründung ihres Entwurfs preisgegeben. Herr Dr. Nieberding gab ohne Weiteres zu, daß die Vorlage „hauptsächlich die Arbeit" betrifft. „Sie ist", wie er hinzusetzte, „formell gegen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gerichtet." Das genügte für gestern und wird für Jahre genügen.

Auf die Rede des Abgeordneten Bassermann hätten wir angesichts des verzweifelten Standes der Sache, sowie des Umstandes, daß die nationalliberale Fraction, selbst wenn sie geschlossen aufträte, auch nicht einmal die Commissionsberathung, geschweige denn das Gesetz retten könnte, weiter einzugehen keine Veranlassung. Da es sich aber um die uns am nächsten stehende Partei handelt, so glauben wir gegenüber dem Wortführer der nationalliberalen Mehrheit, der vermuthlich der einzige Redner der Partei in dieser Sache bleiben wird, mit dem Urtheile nicht zurückhalten zu sollen, daß die Schutzbedürftigkeit der Arbeit und die Gefahr der socialdemokratischen Propaganda überhaupt eine schärfere Betonung vertragen und gefordert hätte. Der — an sich ganz gerechtfertigte — Hinweis auf die besonderen Verhältnisse der Baugewerbe und deren Einfluß auf die Vorstellungen von dem Grade des geübten Terrorismus ändert an dieser Meinung nichts. Auch hätte nicht verschwiegen werden sollen, daß nichtsocialdemokratische Arbeiterorganisationen gewisse Vorkehrungen gegen Coalitionszwang wenn nicht für unentbehrlich, so doch für wünschenswerth erklärt haben. Aber das muß dem Redner zugegeben werden: diese Gesetzgebungsaction ist von den deutschen Arbeitern ohne Unterschied der Parteistellung als gegen die Arbeiterschaft gerichtet aufgefaßt worden. Wie weit dieser Eindruck durch die Einzelheiten der Vorlage, mit denen sich zu indentificiren selbst Herr v. Levetzow gestern ablehnte, hervorgerufen worden ist, bleibt dahingestellt. Jedenfalls hat die Inscenirung des Unternehmens und hat ein allgemeines Mißtrauen den Hauptantheil an der, wie Herr Bassermann sagte, ungünstigen Aufnahme bei den sämmtlichen Arbeitern Deutschlands. In der Hauptsache, wenn nicht ausschließlich, scheint die Rede des nationalliberalen Führers ein Protest gegen die „Scharfmacherei", die er ausdrücklich nannte, gegen die folgenschwere Ornyhausener Rede, die er nicht ausdrücklich erwähnte, und gegen das mehr oder minder dilettantische, darum aber nicht ungefährliche Cultiviren reactionärer Belletäten gewesen zu sein. So aufgefaßt ist diese Rede, die, wie schon betont, bei dem numerischen Bestande der nationalliberalen Partei dem Plane eines Schutzes der Arbeitswilligen nichts anhaben kann, eine verdienstliche Leistung zu nennen.

Aus einer solchen Absicht heraus erscheint auch die Erinnerung an das Zedlitz'sche Schulgesetz, die unerhörte Passivität gegenüber der Verkehrung des Umsturzwesens in ihr Gegentheil und an die preußische Vereinsgesetz-Action als in den Rahmen der Ausführung fallend. Die Angelegenheit der Vereinsgesetzgebung, mit der lex Recke, dem Ausnahmegesetzentwurf der preußischen Conservativen und der Verweigerung der Aufhebung des Coalitionsverbots für Vereine in Preußen gehört doppelt in diese Erörterung. Sie hat zur Erzeugung des unbesieglichen Mißtrauens gegen „Berlin", dem das Arbeiterschutzgesetz die üble Aufnahme mitverdankt, Außerordentliches beigetragen. Und wenn man den besseren Schutz der Arbeitswilligen für ein noch so dringendes Bedürfniß halten und demgemäß den Ausgang der Sache noch so tief beklagen mag: die allgemeinen Regierungszustände, die sich in dem Schicksal dieses gesetzgeberischen Versuchs widerspiegeln, bilden eine größere Calamität, als der Terrorismus auf dem Arbeitsgebiete. Ueber den Preßerörterungen und über den Reichstagsverhandlungen der Regierungsvorlage schwebte die Erinnerung an Form und Inhalt der Ankündigung dieser Action wie ein Unglücksrabe und sie ist nun ihr Todtenkauzchen geworden. Der neue Curs hat sich wieder einmal als der schlimmste Feind seiner selbst gezeigt. Es ist klar, was Herr Bassermann kennzeichnen wollte, als er die Vermuthung aussprach, das ehrliche socialpolitische Herz des Grafen Posadowsky habe den Staatssekretär verhindert, mit echter Wärme für die Vorlage einzutreten. In der That tritt das Commißthum in oder bei dem Berliner Regiment in dieser Action wieder besonders stark hervor — in seiner nervösen Einförmigkeit und in seiner Unzulänglichkeit.

Nach der gestrigen Rede Bassermann's, die eminent politisch war, mußte ein politisches Mitglied der Regierung sprechen. Statt dessen trat Herr Nieberding auf. Und von Seiten der einzelstaatlichen Regierungen, auch der preußischen, kein Wort — es müßte denn sein, daß — Herr Bassermann nebenher als der Dolmetsch der Auffassung einer und der anderen Regierung anzusehen gewesen wäre.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. Juni.

Die innere politische Lage konnte nicht schärfer beleuchtet werden, als durch die gestrige Verhandlung des preußischen Abgeordnetenhauses über die **Charfreitagsvorlage**: die Regierung und die conservativen Parteien bemühten sich gleichmäßig, dem Centrum zu gefallen; daß die Polen und die Freisinnigen den Centrumscurs steuerten, ist selbstverständlich. „Geradezu unglaublich" nannte Cultusminister Dr. Bosse die Ansicht, daß die Charfreitagsvorlage mit der Canalvorlage in Zusammenhang gebracht worden sei. Die „Heiterkeit", die ob dieses Ausrufes im hohen Hause entstand, legte Zeugniß dafür ab, für wie wenig unglaublich auch Parlamentarier jene Ansicht ansehen. Zum Unterschiede vom Ministerialdirector Schwartzkopff, dem der Vorwurf, daß die Regierung an ihrer ursprünglichen Vorlage nicht festgehalten habe, „belanglos" erscheint, gab sich der Cultusminister die größte Mühe, nachzuweisen, daß er sich nicht von der Regierungsvorlage habe abdrängen und auf den Weg der Polizeiverordnungen, d. h. der Berücksichtigung der confessionellen Bevölkerungsverhältnisse, habe zwingen lassen. Man kann zugeben, dieser Nachweis sei dem Cultusminister geglückt: sein im Staatsministerium im Jahre 1897 abgegebenes Votum berechtigt hierzu. Dann aber muß der Herr Cultusminister einräumen, daß die Entschuldigung, die er für die Fassung der Begründung der Charfreitagsvorlage ins Feld führte, unzureichend ist. Denn in der Begründung wird, wie wir neulich ausführlicher darlegten, von der Nothwendigkeit, die Heiligung des Charfreitags einheitlich durch Staatsgesetz zu regeln, gesagt, daß „nur dadurch" nach Lage der Verhältnisse eine solche Regelung erfolgen könne. Unhaltbar ist auch die Behauptung des Cultusministers: er habe sich für das Beschreiten des Weges verschieden abgestufter Polizeiverordnungen erklärt, ehe irgend eine Agitation gegen die ursprüngliche Regierungsvorlage stattgefunden habe. Als Dr. Bosse bei der Einbringung der Vorlage im Herrenhause in jenem Sinne sich vernehmen ließ, waren die Culturkampf-Fanfaren in der Centrumspresse allerdings noch nicht erklungen, diese directe Drohung mit dem Culturkampfe wurde erst nach der Annahme des Antrages Pfeil im Herrenhause erhoben; aber der Widerspruch gegen die ursprüngliche Regierungsvorlage war sofort bei ihrem Erscheinen laut geworden, also schon Mitte Januar dieses Jahres. Ueberaus charakteristisch war die Rede des Cultusministers insofern, als sie das schwerste Geschütz — welche Ironie des Schicksals! — gegen die Vertheidiger des Regierungsstandpunctes, wie er in der ursprünglichen Vorlage nebst Begründung erkennbar ist, auffuhr. Die Drohungen der Centrumspresse dagegen und die Einwendungen des katholischen Klerus wider die Charfreitagsvorlage wurden erst in zweiter Linie und ganz sanftiglich berücksichtigt. Nicht minder charakteristisch aber ist das Einschwenken der Conservativen und der Freiconservativen in die Linie des Centrums. Verklausulirt und widerspruchsvoll geschah das von Seiten des conservativen Abgeordneten von Wrochem, unumwunden von Seiten des freiconservativen Abgeordneten Dr. Stockmann. Daß selbst die Freiconservativen die klerikalisirte Charfreitagsvorlage, d. h. die Commissionsbeschlüsse des Herrenhauses, annehmen, ist um so erstaunlicher und bedauerlicher, als die „Kreuzzeitung", wie wir wiederholt betont haben, mit anerkennenswerther Energie die Beschlüsse des Plenums des Herrenhauses (d. h. den Antrag Pfeil) vertheidigte. Wenn der nationalliberale Abgeordnete Hackenberg von den Beschlüssen des Plenums des Herrenhauses, so weit der zweite Absatz des § 2 in Frage kommt, gesagt hat, sie würden das Charfreitagsgesetz statt zu einem Friedens-, zu einem Kampfgesetz machen, so vermögen wir dieser Auffassung nicht beizupflichten. Unseres Erachtens genügt es, daß in Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung alle öffentlich bemerkbaren oder geräuschvollen Arbeiten verboten werden. Da Abg. Hackenberg jedoch von der Fassung, welche das Herrenhaus der Charfreitagsvorlage gegeben hat, erklärte, sie sei das Mindestmaß dessen, was die nationalliberale Partei fordern müsse (wir folgen dem Parlamentsberichte der „Post"), so steht zu hoffen, daß die Nationalliberalen die Charfreitagsvorlage in dieser Gestalt nicht ablehnen. Beharren aber die Conservativen und die Freiconservativen im Centrumscurse, dann wird das Centrum auch in der Carfreitagsvorlage die „regierende Partei". Und so dürfte es wohl kommen.

Feuilleton.

Die Schwiegertochter.

6] Novelle von Hedda v. Schmid.

Nachdruck verboten.

Neuntes Capitel.

Ja, die Firma Großfeld und Söhne hatte sich bankerott erklären müssen.

Joachim Großfeld, dessen Vertrauensseligkeit dem Frankfurter Geschäftsfreunde gegenüber den Krach herbeigeführt, überlebte den Zusammenbruch seines Hauses nur um einen Tag. Nach erlittenem Schlaganfall war er nicht wieder zur Besinnung gekommen, er starb, ohne an die Seinen ein letztes Wort richten zu können.

Schlimm genug stand es um die geschäftliche Lage, in welcher Günther sich befand. Er war rastlos thätig im Entwirren der verwickelten Angelegenheiten und sagte sich schmerzlich, daß Vieles anders gekommen wäre, wenn sein Vater sich mit ihm aufrichtig über die Verhältnisse ausgesprochen hätte. Nach Deckung aller Verbindlichkeiten blieb ihm und seiner Mutter so gut wie gar nichts zum Leben übrig. Das Geschäft weiter zu führen, daran konnte Günther nicht denken, er mußte versuchen, in irgend einem anderen Handelshause eine Stellung zu finden, um seiner Familie einen bescheidenen Lebensunterhalt bieten zu können. Noch wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte — er besaß zwar wohlhabende, ja reiche Verwandte, doch diese hatten, außer daß sie auf das Grab seines Vaters einige pompöse Kränze mit riesigen Bandschleifen gestiftet, keine übergroße Theilnahme bekundet, geschweige denn ihre Hilfe angeboten, sie, die sonst so oft an der gastlichen Tafel des Großfeld'schen Hauses gesessen und letztere nicht genug zu rühmen gewußt.

Da kam Günther Hilfe von einer Seite, von der er sie eigentlich am wenigsten erwartet: Horst Benken bot ihm die gerade vacant gewordene erste Buchhalterstelle in seinem Comptoir an. „Sie wissen, Günther", sagte er, „ich bin mehr Sportsmann als Kaufmann; Sie kennen ja meine Passion für die edelsten Thiere der Schöpfung, die Pferde. Nun sehen Sie, da mein treuer Gerbert mich verläßt, um ein eigenes Geschäft zu eröffnen, so brauche ich in dem meinen eine feste Hand und einen klaren Kopf. Sie besitzen Beides, Sie sollen eigentlich zweiter Chef sein — Sie wissen, ich hege unbegrenztes Zutrauen zu Ihrem Können; schlagen Sie ein, Günther, Sie erweisen mir einen großen Dienst dadurch."

Und Günther schlug mit Freuden ein. Das Gehalt, welches er beziehen würde, sicherte ihm ein Auskommen.

Eine schwere Sorge jedoch war ihm seine Mutter. Mit der Kraft, welche dieser Frau innewohnte, ertrug sie die harten Schicksalsschläge, aber er fühlte es, sie litt dennoch unsäglich und war getroffen bis in das innerste Lebensmark. Die Tage der Prüfung hatten Mutter und Sohn einander wieder so nahe gebracht wie früher, voll zarter Sorgfalt war Günther um die alte Frau bemüht. Auch Benita hätte so gern ihrer Schwiegermutter ihre herzliche Theilnahme gezeigt, doch wagte sie nur, einige hergebrachte Phrasen zu sagen, die strenge Miene Frau Jutta's schreckte sie ab. Wohin sollte Letztere nun nach dem Verkauf ihres Hauses, welches mit fast allem Mobiliar in Kürze einen Käufer gefunden, mit dem der Kaufcontract schon so gut wie abgeschlossen war?

„Ich denke, Mama wird für's Erste zu Eugenie ziehen", sagte Günther im Gespräch mit Benita; „vielleicht gelingt es mir auch, eine kleine Summe aus der Concursmasse für sie zu retten."

Beide Hoffnungen erwiesen sich jedoch als Täuschungen, und eines Tages trat Günther sehr erregt bei seiner Frau ein, welche, ihr kleines Mädchen nähend, im Schlafzimmer saß.

„Eugenie ist heute Morgen auf unbestimmte Zeit nach Italien gereist — und ich hatte bestimmt darauf gerechnet, daß sie, die Mamas Liebling, die Dankesschuld für die empfangene mütterliche Liebe dadurch abtragen würde, daß sie Mama, für die erste Zeit wenigstens, eine Heimath in ihrem Hause anböte, so lange, bis es mir gelungen, so viel zu verdienen, um meiner Mutter eine selbstständige Existenz zu sichern. Natürlich wird sie ein Jahrgeld von mir erhalten, aber so viel kann ich leider noch nicht entbehren, um ihr eine eigene kleine Wohnung zu miethen; für zwei Wirthschaften reicht mein Gehalt nicht. Gott weiß es, wie entsetzlich schwer es mir ist, daß ich nicht im Stande bin, meiner Mutter mehr zu bieten."

Günther strich sich mit einer müden Geberde über die Stirn und fuhr fort: „Mama, um alle pecuniären Ansprüche, welche an unsere Firma gestellt worden, zu befriedigen, hat kein Opfer gescheut, sie hat sogar ihren schönen Brillantschmuck, ein kostbares Erbstück, verkauft. Keine Klage ist in all' dieser Zeit über ihre Lippen gekommen, die Fassung, mit der sie ihr Unglück trägt, ist bewunderungswürdig, und ich kann so wenig für sie thun — ich, ihr Sohn."

Benita schaute ihrem Mann mit ihren klaren, ruhigen Augen liebevoll an. „Günther", sagte sie leise, „ich denke, was Du zu thun hast, liegt sehr nahe — Du bietest Deiner Mutter unser Haus als Heimath. Hat sie etwa nicht das heiligste Recht darauf, diesen Schritt von Dir zu verlangen?"

Günther sprang von seinem Sitz empor: „Und das sagst Du — Benita?"

Sie lächelte ihn an. „Aber Günther — es ist doch so selbstverständlich, daß Deine Mutter jetzt zu uns zieht, ich habe mich gewundert, daß Du nicht längst diesen Vorschlag gemacht."

„Und wenn ich auch daran gedacht habe, so habe ich mir doch zugleich „Nein" und tausendmal „Nein" zugerufen", sprach Günther erregt, „ich weiß, wie Du, unter einem Dache mit meiner Mutter lebend, gelitten hast, und nun sollte sich Euer Zusammenleben noch enger gestalten . . . .? Nein, das geht nicht, Benita, das darf ich Dir nicht zumuthen. Ich will arbeiten, arbeiten für Euch Beide, aber Dich um die Behaglichkeit Deiner Häuslichkeit bringen, das kann ich nicht. Du bist jetzt so wie so schon die Frau eines armen Mannes, manche Entbehrung wird an Dich herantreten, da will ich wenigstens Dein Gemüth unbeschwert wissen und ein derartiges Zusammenleben mit Mama . . . ." Er brach ab, nahm Benita's schmales Gesicht zwischen seine beiden Handflächen und küßte sie behutsam auf beide Augen. „Ich danke Dir, Benita, für Deine Worte, sie geben mir aufs Neue den Beweis, wie echt weiblich und zartfühlend Dein Empfinden ist." Und um seine hervorbrechende Rührung zu verbergen, trat er schnell aus dem Zimmer. Kurze Zeit darauf hörte Benita ihn das Haus verlassen.

Als das Kind auf ihrem Schooße eingeschlummert, erhob sie sich und bettete die Kleine behutsam in ihren Korbwagen. Dann machte sie rasch Straßentoilette. Das schwere schwarze Tuchkleid umspannte knapp ihre graziöse, noch immer mädchenhafte Gestalt, der schwarze Crêpehut ließ ihr Gesicht unendlich zart und lieblich erscheinen.

Nachdem sie der Wärterin in Betreff der Kinder noch einige Weisungen ertheilt, verließ auch sie die Wohnung. Nach wenigen Minuten erreichte sie das Haus, welches vor einem Jahr ihr nach Heimath gewesen und welches ihre Schwiegermutter nun bald räumen mußte. Ohne zu zögern, stieg sie die breiten Asphaltstufen hinan. Grabesstille lagerte über dem ganzen Hause. Kutscher, Bediente, Mamsell Caroline, kurz, alles entbehrliche Dienstpersonal war entlassen worden, nur ein einfaches Hausmädchen und der Hausknecht waren geblieben.

Frau Jutta saß allein in ihrem Wohnzimmer, vor ihr auf dem Tische lag ein Brief, den sie vor einer halben Stunde erhalten. Er enthielt Abschiedsworte von Eugenie. Diese schrieb, sie habe gestern von ihrer „lieben Tante" persönlich sich verabschieden wollen, sie aber leider nicht zu Hause getroffen, daher sei sie gezwungen, zur Feder zu greifen, denn an eine Wiederholung ihres Besuches könne sie nicht denken, da sie noch tausend Vorbereitungen zu ihrer ganz plötzlich beschlossenen Reise habe. Außerdem stand noch viel Liebes und Theilnehmendes im Brief, aber im Grunde waren es nur Phrasen. Frau Jutta lächelte bitter. Wie hatte sie dieses einzige Kind ihrer verstorbenen Schwester, das ihr gleichsam als theures Vermächtniß zugefallen, geliebt! Wie sehnlich hatte sie eine Verbindung zwischen Günther und Eugenie gewünscht! Auch um letzterer willen war sie Benita so feindselig gegenübergetreten, und nun, wo sie, die alte, vom Unglück so schwer getroffene Frau gewissermaßen heimathlos war, nun rührte Eugenie keinen Finger, um ihr eine Zuflucht bei sich zu bieten, nun ging sie alledem einfach dadurch aus dem Wege, daß sie abreiste. Die Tante war ihr unbequem — weder hatte sie Günther zu einer Verbindung mit ihr, Eugenie, zu bestimmen vermocht, noch konnte sie ihr jetzt anderweitig nützlich sein. Im Gegentheil — sie war ihr während ihres letzten gemeinschaftlichen Aufenthaltes im Auslande sogar sehr hinderlich gewesen, da sie ihrem Verkehr mit jungen Leuten stets Schranken gesetzt.

Frau Jutta durchschaut Eugenie vollkommen, und was längst schon in ihr Wurzel gefaßt, die Ueberzeugung, daß sie durch ihren Aufwohn ihrer Schwiegertochter schweres Unrecht zugefügt, gewinnt immer mehr und mehr Raum in ihr. „Benita hätte an Eugenie's Stelle nicht so gehandelt", sagte sie sich unwillkürlich, und eine heiße Sehnsucht nach der anschmiegenden Liebe einer Tochter überkommt die Arme Frau. Einsam, sehr einsam fühlt sie sich; sie hat ihren verstorbenen Gatten nicht heiß geliebt, aber sie vermißt ihn und trauert um ihn. Und ihr Sohn — er hat sein Glück, hat Frau und Kinder — er ist reich, trotz aller erlittenen Verluste — was soll ihn die arme, alte Mutter? Kein Groll, keine Eifersucht durchwühlen das Herz der schwergeprüften Frau, aber eine tiefe Trauer, ein Gefühl der unsagbarsten Verlassenheit, beschleicht sie . . . .

Frau Jutta neigt ihr Haupt und weint lautlos, aber schmerzlich . . .

Da kommt ein leichter Schritt fast unhörbar über den weichen Teppich daher, eine schlanke Gestalt kniet vor der Weinenden nieder, eine junge warme Hand ergreift die welken Hände der alten Frau und eine bebende Stimme sagt innig: „Mama, liebe Mama . . ."

Frau Jutta richtet sich jäh empor: „Du, Benita, Du hier bei mir?"

Keine Abweisung liegt in den Worten, nur fragendes Erstaunen.

„Ja", sagt Benita, „ich bin gekommen, Dich zu bitten, dieses Haus, dessen Räume Dir so schmerzliche Erinnerungen bieten, zu verlassen und zu uns zu kommen, zu Deinen Kindern und Großkindern, bei denen jetzt Dein Platz ist, deren Liebe Dich alles Traurige vergessen lehren soll."

Und, gleich Günther, fragt Frau Jutta, als habe sie nicht recht verstanden: „Und das sagst Du mir, Benita, Du?"

„Ja", erwidert die junge Frau fest, „denn ich habe die vollste Zuversicht, daß Du mich noch einmal lieb gewinnen wirst, obzwar ich früher daran gezweifelt. Aber ich will nicht aufhören, mich um Deine mütterliche Liebe zu bewerben und" — — — Sie bricht ab, denn im Nebenzimmer wird ein Schritt laut. Sich umwendend, gewahrt Benita ihren Mann, der in der Thür stehen bleibt und mit überraschtem Blick die Gruppe vor ihm umfaßt.

„Günther", ruft Benita zu ihm hinüber, „komm, hilf mir doch Mama bitten, zu uns zu kommen."

Da breitet Frau Jutta ihre Arme aus und zieht die Schwiegertochter an ihre Brust — und wortlos halten beide Frauen einander umschlungen.

Ende.

SLUB
Wir führen Wissen.